

CHRISTOF BERENDS, Klänge der Bronzezeit. Musikarchäologische Studien über bronzzeitliche Hortfunde Mitteldeutschlands. Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie Band 187. Dr. Rudolf Habelt GmbH, Bonn 2010. € 49,00. ISBN 978-3-7749-3702-4. 218 Seiten mit 81 Abbildungen, 41 Tabellen, 25 Karten, 10 Tafeln und einer Audio-CD.

Klänge (und Krach; vgl. M. SCHAFER, *The Tuning of the World* [New York 1977; dt.: *Klang und Krach* (Frankfurt/Main 1988)]) sind heute signifikante kulturelle Merkmale des Menschen und können Gesellschaften in unverwechselbarer Weise prägen. Sie dienen der intersubjektiven Kommunikation, bringen u. a. Gefühle zum Ausdruck, machen Menschen auf etwas aufmerksam, warnen sie oder werben um ihr Vertrauen („sound design“). Es liegt daher auf der Hand, auch das akustische Verhalten antiker Gesellschaften zu untersuchen. Christof Berends möchte zunächst einmal nur in Erfahrung bringen, ob Metallartefakte aufgrund ihrer akustischen Eigenschaften als Klanggeräte verwendet worden sein können. Ein solches Vorhaben ist grundsätzlich sinnvoll, zumal für das Untersuchungsgebiet noch keine entsprechenden Studien durchgeführt wurden. Dass damit auch die Hoffnung einher geht, unscheinbare Metallartefakte könnten als ‚richtige‘ Musikinstrumente enttarnt werden, ist nur zu verständlich.

Um es vorweg zu nehmen: Aus den untersuchten Horten Mitteldeutschlands gibt es kein einziges eindeutiges Musikinstrument. Während der Bronzezeit hatte man aber durchaus Geräte zur Klangproduktion hergestellt und genutzt, was in einem kurzen Streifzug durch das prähistorische Musikinstrumentarium (Idiophone, Membranophone, Aerophone, Chordophone) dargelegt wird (S. 5–10). Es kann daher damit gerechnet werden, dass sich auch unter den bronzzeitlichen Hortfunden Mitteldeutschlands, die u. a. als Produkte ritueller Handlungen gewertet werden können, musikalisch genutzte Klanggeräte befanden.

Angesichts des aus musikologischer Sicht unklaren Sachverhalts wäre es vielleicht angemessener gewesen die Studie als „archäoakustisch“ zu bezeichnen (C. SCARRE / G. LAWSON [Hrsg.], *Archaeoacoustics* [Cambridge 2006]) und nicht als „musikarchäologisch“, wodurch eine bestimmte Erwartungshaltung aus verengter Perspektive hervorgerufen wird. Musikarchäologie ist zudem, anders als Verf. angibt, keine eigenständige Disziplin, sondern (bis zur Vorlage einer eigenen Methode und eines eigenen Kompendiums) ein aspektarchäologisches, interdisziplinär vernetztes Betätigungsfeld.

Verf. nutzt sein prähistorisches Wissen über die bronzzeitlichen Hortfunde Mitteldeutschlands (Typen, Chronologie, Provenienz, Herstellung, Funktion) um Klanglandschaften („soundscapes“) zu rekonstruieren. Hierfür beschreibt er die Klangqualitäten der Bronzeartefakte auf der Grundlage seines „allgemein-musikalischen Empfindens“ (z. B. S. 17: „dünn und blechern“; S. 21: „Der eher stumpfe, generell recht kurze Klang“; S. 25 „ein schöner, glockenähnlicher Klang“; S. 28: „einen lauten, etwas scheppernden Klangcharakter“; S. 67: „silbrig klingend, relativ voll und hell“). Derartige subjektive Eindrücke werden durch eine systematische experimentelle Klangreproduktion am originalen Artefakt (Anschlag mit unterschiedlichen Schlägeln) und Frequenzanalysen objektiviert, wobei die im Rahmen der Methodik erfassten Partialtöne nach Frequenzhöhe und Dynamik in Diagrammen dargestellt werden. Sie offenbaren, weshalb wir z. B. einen deutlichen, lang anhaltenden Grundton oder ein nur kurz auftretendes diffuses Geräusch wahrnehmen. Diese Analysen liefern einen eindeutigen unverwechselbaren akustischen ‚Fingerabdruck‘ für jedes Artefakt. Da der Klang eines Bronzeobjekts vor allem von der Art der Legierung, Herstellungstechnik und Erhaltung abhängt, bieten die Analysen auch die Möglichkeit der Zuweisung von Artefakten u. a. zu bestimmten Werkstattkreisen. Dies wäre jedoch ein Thema für künftige Untersuchungen. Klangbeispiele werden auf einer separaten CD mitgeliefert, die eine sehr gute Vorstellung des akustischen Potentials bronzzeitlicher Artefakte vermitteln.

Aus musikologischer Sicht ist interessant, dass Beile, insbesondere Randleistenbeile, Lappenbeile und Absatzbeile, die teilweise in großen Stückzahlen in Horten vorkommen (z. B. Randleistenbeile von Gröbers-Brennewitz: 297 Beile, davon 31 analysiert), zu den eindrucksvollsten Klanggeräten zählen. Randleistenbeile klingen sehr gut. Sie erzeugen einen langen Grundton bei leisen, kurz schwingenden Obertönen. Absatzbeile klingen glockenähnlich, recht tief, lang nachklingend, Lappenbeile bei einem lang anhaltenden Grundton ebenfalls glockenähnlich. Im Vergleich dazu haben die Tüllenbeile einen recht hohen, „dünnen Klang“ und lassen keinen bestimmten Grundton erkennen.

Es überrascht kaum, dass die in größerer Stückzahl auftretenden, klingenden Beiltypen unterschiedliche Grundtöne aufweisen. Nach Darstellung des Verf. lassen sich u. a. eine elfstufige Skala mit durchschnittlich 111,7 Cents großen Intervallen sowie ein Oktavraum mit Quarte und Quinte nachweisen. Letzteres erinnert ihn an klassisch griechische Oktavräume (S. 34), die – so könnte man hinzufügen – bereits im Alten Mesopotamien bekannt waren (dazu K. VOLK, *Musikalische Praxis und Theorie im Alten Orient*, in: K. Volk / F. Zamminer / C. Floros / R. Harmon / L. Richter / M. Haas [Hrsg.], *Vom Mythos zur Fachdisziplin: Antike und Byzanz. Geschichte der Musiktheorie 2*, [Darmstadt 2006] 1–51). Die Grundtöne der Beile liegen im Bereich der „6.–8. Oktave“, dies entspricht den Oktavräumen c^3 – c^5 der klassischen Musikterminologie, die z. B. auf Klaviaturen mit fünf bis sieben Oktaven teilweise nicht mehr darstellbar sind. Fraglich bleibt, ob die Skalen und harmonischen Zusammenklänge so intendiert waren und die Beile zu „Beilspielen“ (analog zu ‚Glockenspielen‘) zusammengestellt wurden (Dieser Sachverhalt müsste noch aus der Sicht der Vergleichenden Musikwissenschaft überprüft werden.)

Unter allen Artefakten gibt es nur zwei Objekte, die Schlagspuren aufweisen. Es handelt sich um zwei Randleistenbeile mit gekerbten Randleisten (S. 93). Unklar ist, ob es sich um Spiel-, Kampf- oder Arbeitsspuren handelt; was sicherlich experimentell geklärt werden könnte (Hinweise auf die rituelle Erzeugung von Axtklängen im modernen Indien liefert S. 74, Anm. 353. Der dort zitierte Film ist im Internet zu finden: <http://www.survivalinternational.org/films/mine>. Die Beilklänge hört man im ersten Drittel des Films (im Abschnitt zwischen 1:05–1:20 Min.).

Im Falle der Sicheln und Messer sei eine musikalische Verwendung im Sinne eines harmonischen Zusammenspiels nicht möglich gewesen. Ihre Klangeigenschaften könnten allenfalls für die Erzeugung von Rhythmen oder im handwerklichen Bereich genutzt worden sein (z. B. zur Beurteilung des Zustands des Arbeitsgeräts, seiner Herkunft und Materialzusammensetzung). Stabdolche und verzierte Beile, die als Statussymbole interpretiert werden, haben ebenfalls keine musikalisch befriedigenden Klangeigenschaften. Das mit ihnen produzierte Geräusch erinnert an das Dengeln einer Sense (Stabdolch) oder an einen „lauten, etwas scheppernden Klang“; hierdurch würden der Prunkcharakter und die Einzigartigkeit der Waffe hervorgehoben (S. 29).

Im Abschnitt über Nadeln wird erwogen, ob ein bestimmtes Artefakt, dessen Eigenresonanz der einer modernen Stimmgabel vergleichbar sei, als „prähistorischer Eichton“ gedient haben könnte (S. 71). Armspiralen hingegen seien für die Erzeugung ratschender Geräusche geeignet und Schmuckscheiben, darunter eine, die einen 3,5 Sekunden langen „lauten, durchdringenden Klang“ ermöglicht, teilweise als Zimbeln bzw. rituelle Signaleger verwendet. Letzte haben jedoch meist einen „blechernden, scheppernden“ Ton. Klapperbleche werden ebenfalls als akustische Signalinstrumente verstanden, die ein besseres Wahrnehmen aus größerer Entfernung ermöglichten (z. B. im Falle von Prozessionen oder Reitern). Hängebecken haben in ihrem Klangverhalten Ähnlichkeiten mit Glocken.

Verf. nutzt die Klanganalysen für die Rekonstruktion von Klanglandschaften („soundscapes“), die durch Hortfundgruppen mit einer besonderen Klangvergesellschaftung gekennzeichnet sind. Hierfür werden die Horte nach dem Auftreten häufiger „auch akustisch markanter Typen“ wie z. B. Stab-

dolche, Beile, Sichel, Ringe etc. eingeteilt und kartiert. Die Artefakte besitzen seiner Ansicht nach eine spezifische Symbolik, die es erlaubt, Rückschlüsse auf bestimmte soziale Funktionen und rituelle Handlungen zu ziehen, die mit der Niederlegung des Hortes zusammenhängen (dieser Teil der Arbeit müsste von Hortfundspezialisten überprüft werden). Er unterscheidet Beilklangregionen, Sichelklangregionen und Ringklangregionen, die seiner Ansicht nach Beilspele, agrarische Riten und Tanzrituale repräsentieren würden.

Die räumliche Verteilung der Hortgruppen und die Rekonstruktion der Klanglandschaften sind eher deskriptiv. Zusammenhänge mit signifikanten Landschaftsmerkmalen, die in der untersuchten Region vorkommen, werden nicht systematisch untersucht. Eine Ausnahme bildet die wirtschaftlich bedeutende Region um Halle, wo sich unterschiedliche Klanglandschaften überschneiden. Dies wird als Indiz für die Rekonstruktion eines kulturellen, politischen und religiösen Zentrums gewertet, wo „vielleicht Stammesführer oder andere Würdenträger“ (Stabdolche) aus verschiedenen Regionen zusammentrafen (S. 73).

Die grundlegende Leistung der ideenreichen und mutigen Arbeit besteht darin, das akustische Potenzial der Bronzegeräte in nachprüfbarer Form dargelegt und Klanglandschaften kartiert zu haben. Die Interpretationen zu den Anlässen für die bronzezeitliche Klangproduktion sind jedoch nicht systematisch erarbeitet, sondern entstammen der Vorstellung des Verf., der versucht, sich in die Vergangenheit hineinzudenken, oder werden durch aus ihrem Kontext isolierte Analogien untermauert (z. B. S. 27 Anm. 201 f.: Kultpraktiken in Ägypten, Schamanengräber; S. 48 Anm. 291: Mittelalter; S. 49 Anm. 292: Volksbrauch in der Oberpfalz; S. 93 Anm. 434: Wildwestfilme: ‚Begraben des Kriegsbeils‘; S. 95: Arbeitsgesänge afrikanischer Sklaven in Nordamerika; S. 18 Anm. 157: Motive aus Sagen). Sie sind z. T. nicht nachprüfbar, werden zu einer Glaubensangelegenheit und können bestenfalls als Anregung dienen, den Kerngedanken der jeweiligen Interpretation an anderer Stelle theoretisch begründet zu vertiefen.

Auch der musikrelevante Teil der Arbeit bleibt vage. Hierzu gehört die Erwägung, die Naturtonreihe von Blasinstrumenten (z. B. Luren, Hörner) könnte sich auf den Klangbestand der Beile ausgewirkt haben. Dass Geräte wie z. B. Randleistenbeile oder Lappenbeile zu Beilspele zusammengesetzt waren, die chromatisch gestimmte Tonleitern ergaben, ist m. E. so wahrscheinlich, wie im Falle der Messerklingen meines Besteckkastens, von denen sieben in gleicher Bauweise bei Anschlag mit einem hölzernen Schlägel eine Halb- und Vierteltonfolge im Umfang einer großen Terz (120–50–90–80–40 Cents) repräsentieren. Ich kann freilich nicht ausschließen, dass die Messer bei einer der nächsten heimischen Musikabende zum Klingen gebracht werden. Dennoch gilt für viele Gegenstände mit musikalischem Potenzial, die den Menschen umgeben, dass sie so gut wie nie musikalisch genutzt werden. Die vom Verf. vorgeschlagene Methode bedarf, wie er selbst sagt (S. 103 f.), der Verfeinerung und Systematisierung. Das gilt ganz besonders auch für die musik- und vergleichenden kulturwissenschaftlichen Aspekte. Die Thematik bleibt somit eine Herausforderung der Archäometallurgie und Archäoakustik: Mögen die angerissenen Fragen zu weiteren Studien einladen!

D-14195 Berlin
Podbielskiallee 69–71
E-Mail: Ricardo.Eichmann@dainst.de

Ricardo Eichmann
Deutsches Archäologisches Institut
Orient-Abteilung